Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 224 (1945)

Artikel: Die Schwalbennester : eine Erzählung aus den Bergen

Autor: Küng, Gottlieb

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375232

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Schwalbenneiter.

Eine Erzählung aus den Bergen von Gottlieb Küng.



iftor Jost war ein Bauer. Erst so um die dreißig herum, noch ledig, von kleiner, schmächtiger Ge-stalt, im Angesicht nicht etwa häßlich, gar nicht. Er hatte eher etwas Unziehendes als Abstoßendes an sich. Und so hätte da der Jost wohl schon etliche Male Gelegenheit

gehabt zum Heiraten, umso mehr noch, da die Moosheimet als eine der schönsten galt, die in der Gemeinde lagen und feineswegs mit Schulden überlastet war. Aber Jost wollte nicht heiraten. Er scheute die Kosten, die diese neue Einrichtung mit sich gebracht hätten. Und dann war da ctwas, daß es wohl gut war, daß Jost nicht heiraten wollte – der Viktor hatte einen großen Fehler. Er hatte einen großen Geist – und dieser Geist hieß "Ich". "Ich will" – das waren sast immer die ersten Borte, mit denen er täglich seine nicht allzu

en

els

cht

mt

as

ier

nd

18: on

ats e8+

ibt

uf

100

der ind igt

en

arf

uch urf

at:

300

ind

uct eit

fte

langen Reden zu beginnen pflegte.
"Ich will jest die alte Scheune abbrechen, die mein "Ich soll sest die Are Schellte abvechen, die mein Urgroßvater ans Haus hingebaut hat. Sie kaugt nicht mehr für die heutige Zeit", sagte er eines Tages zu seinem Knecht Hobi, der eben beim Vesperessen am Tische saß. Der alte Hobi, ein Hüne von Bestalt, schob den Teller weg und schaute seinen Meister mit einem verwunderten Blicke an. Der setzt einundachtzigjährige Knecht der eben nach einen meistentrizen Salisack bis Knecht, der eben noch einen zweizentrigen Salzsack bis zum Möösle hinübergetragen und schon sechsundfünfzig Jahre lang bei Mööslis gedient hatte, schob den Teller zurück und legte den Löffel weg. "Gescheiter heiraten, als den Stall abbrechen", sagte er. "Und dann die vielen Schwalben," – suhr er fort – "die Schwalbennesten unter den Dächern der Scheune? . . , die Schwalbensesten esser Einunddreißig sind es jest, und die bringen den Segge ins Lauf und in den Stall Listen – die kring Segen ins haus und in den Stall, Biftor - die bringen den Segen und haben ihn schon von jeher gebracht. Nimm dich in acht, was du machst. Das könnte letten."
Wit diesen Worten schritt der Knecht von der Küche

in den Stall hinüber.
"Es fönnte leßen", lachte der Biftor Jost, der junge Mööslibauer, als der Knecht füttern gegangen war.

Es war nach dem Emdet, zu Ende des Augustmonats. Der Knecht Hobi saß diesmal beim Inuniessen und schnitt sich eben ein Stück geräucherten Speck ab, als

der junge Moosbauer zu ihm trat. "Ich will jetzt halt den Stall doch abbrechen, trots den einunddreißig Schwalbennestern, die darunter hangen und das Blück in den Wiegen brüten", fagte da

plößlich der Jost. "Barum denn auch?" meinte gelassen der Knecht. "Das ganze Gebäude ist ja noch gut in den Zugen, gut, überall, wo man hinschaut."

"Aber das Wasser?" Hobi schaute den Meister groß an. "Bas ist's denn da mit dem Wasser?" fragte er.

"Ihr wißt doch, daß wir letten Sommer vierzehn Tage lang das Wasser vom Bach herübertragen mußten, weil da der alte Brunnen in der Tröckne versagt hat. Ich will jest den neuen Stall in die Nähe des Baches hinüber bauen – vom Bach her eine neue Leitung – und die Sache ist persekt."

"Das täte ich nicht", sagte der Hobi. "Das Wasser, das wir da an der Scheune haben, ist gut, mehr als gut – im Sommer kalt, im Winter warm – gutes Quellwasser. In der größten Winterfälte warmes Wasser haben für's Vieh – das ist unbezahlbar, das ist unbezahlbar, Viktor. Und darum hat es dein Großvafer auch gegraben. Er wußte schon, warum er dies tat. Hab' ihm noch beim Graben zugesehen, dem Abraham, hab' ihm sogar eine Zeit lang noch pickeln geholfen", sagte der Knecht sinnend vor sich hin.

"Nimm dich in acht, was du tust", fuhr er weiter fort. "Su lieber heiraten, wie dir deine Mutter noch auf dem Sterbebett angeraten – das Bethli im Löchli heis raten, gab' eine währschafte Frau, würd' passen auf den Mooshof – und tu' ja das alte Wasser nicht weg, Viftor – das fönnte leten."

"Das fönnte letten", spöttelte ber Bauer, als der Knecht fortgegangen war.

"Und dann erst heiraten, wie er da gemeint hat, das arme Löchli Bethli beiraten – fehlte noch – arm sein fann ich noch allein."

So raisonierte der Bauer und schnitt sich mit der Art auf einem Scheitertotz ein paar Holzweggen zurecht.

Der Sommer ging vorüber, und der Herbst zog ins Land. Die Berge starben ab. Im Laubwald drüben sielen schon die ersten Blätter.

Eines Morgens, nach dem Melten, rief der junge Bauer den Knecht vom Stalle ins Haus hinüber.

"Mußt mittommen. Sabe heute feche Arbeiter gebungen. Ich will den Bald fällen, ob dem Lawenenbach. Die Basserleitung muß noch vor Binter hergestellt werden, wenn ich im Frühjahr den Stall bauen will. Nun ist das erste, daß der Buchwald weg muß. Er ist ein unüberwindliches Hindernis für die Leitanlage", sagte der Bauer. Da rectte sich der alte Hüne in seiner ganzen Gestalt und Größe auf – er schien noch zu wachsen. "Da helf' ich nicht mit!" rief er mit einer Stimme, die eher der Stimme eines angeschoffenen Bullen glich, als dem Laute eines Menschen.

"Barum benn auch nicht?" meinte lächelnd der Jost. "Beil dabei die Moosheimet untergeht. Schlägst du den Bald, dann nimmt dir eines Tages das Rüfiwaffer die ganze Heimet bei Stump und Stiel weg! Glaub's mir! Tu's nicht! Tu' lieber heiraten – das Bethli im Böchli heiraten. Biftor, lass' dir's sagen, wie es ist. Schlag' ihn nicht! Das könnte letzen!"

Biftor Jost tat's aber boch. Der Bauer und die sechs Arbeiter hatten den ganzen Tag über Buchen gefällt. Als dann am Abend der Jost heimfam, war der Knecht fort, und das unbetreute Vieh brüllte den Stall an.

Hobi hatte vor ein paar Jahren von einer verstor-



benen Base ein kleines, zerfallenes Häuschen geerbt. Das alte Nest war seither nie mehr bewohnt worden.

In diesem Hüttchen hatte sich hobi tagsüber ein-gerichtet. Tische, Kasten, Stühle und Bänte und ein altes Bett standen noch da, genau so, wie sie vor Jahren von der Alten verlassen worden waren. Den nötigen Lebensunterhalt hatte sich der Knecht tagsüber vom Tale heraufgeholt. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, teinen Schritt mehr über die Schwelle der Moosheimet zu tun.

Jost war zunächst etwas benommen, als er die mißliche Lage überschaute. Es war ihm denn doch nicht ganz recht, den altbewährten, treuen Knecht zu verlieren. Er hoffte, Hobi werde während der Nacht, oder dann am folgenden Morgen wiederum erscheinen, sobald sein Zorn verraucht sei. Aber Hobi kam nicht. Er fam auch am zweiten und dritten Tage nicht.

Da seste sich's auch der Jost in seinen Ichschädel. "Ich will jest doch noch schauen, wer hier auf dem Moosgut der Meister ist. Das wäre mir jest noch, wenn ich mich von einem Knecht sollte vogten lassen. Nein, das tut der Viktor Jost nicht. Das tut der Mööslibauer nicht." Eine Woche später stand ein anderer Knecht auf dem Mooshof im Dienste.

Der Winter war dies Jahr früher ins Land gezogen als sonst. Man schrieb noch nicht das neue Jahr, da lag auch schon der geschlagene Bald gefäubert da. Das Brennholz lag aufgeschichtet, und die Buchenflöße waren schon längst in die Talfäge hinuntergebracht worden.

Fost war zufrieden. Er hatte zur rechten Zeit geschlagen. Ringsum standen die Völker im Krieg. Das Holz war im Preise gewaltig gestiegen. Victors großer

Überschuß, den er nicht zu seiner eigenen Baute ver, wenden mußte, brachte ihm ein schönes Stück Geld ein.

Schon eine Boche nach Pfingsten stand die neue Scheune fix und fertig da. Es war eine stolze Baute. Aber die Schwalbennester fehlten – die einunddreißig Schwalbennester – und mit ihnen fehlten das Glück und der Segen auf dem Hofe. Der neue Knecht war nicht mehr der alte Hobi. Eine Ruh nach der andern verkalbte oder bekam sonst einen Gebresten, und der Bauer hatte nur allzu oft den Viehdoktor im Stalle.

Daß der neue Knecht nicht mehr der alte Hobi war, das merkte der Victor wohl. Aber er wollte sich's anfangs nicht gelten lassen. "Ich will mir mit Gelegenheit einen andern suchen", sagte er sich aber doch eines Tages. ü

figur u

il

21

er

al

R

bi

in

üt

211

fle

ar

vo

lec

0

De

ge

Le

fei

36

ma

er,

Es war ein heißer Julitag.

Schon in den ersten Morgenstunden hatte die Sonne brennendheiß über den Fluren, Actern, Wiesen und felbern gestanden. Das Beidevieh hob die Schwänze und raste in wilden Fluchten über die Weiden hin und floh dem schützenden Balde zu, um sich vor den Stechfliegen, Mücken und Bremsen zu erwehren. Die Sennen hatten Mühe, die Siere ins Geleise zu bringen und sie einzu-stallen. Die Luft war sichtig. Um Horizonte standen vereinzelte Köhnstangen über den Spitzen der Berge.

Gegen den Mittag hin wurden schmutzig-fahle Wolfenballen sichtbar, die sich über dem See hin lagerten. Die Ballen wurden größer und größer, taten sich zu sammen, lösten sich wieder auf und taten sich abermals zusammen. Schneller als jemand es nur ahnen konnte, überzog sich der Himmel mit einem blassen Schleier. Die Sonne verbarg sich hinter dem Gewölf, das in dessen immer schwärzer und schwärzer wurde, unheimlich, drohend, Unheil verheißend. In der Ferne hörte man ein dumpfes Rollen. Jett sette ein rasender Wind ein, der die losen Laden auf, und zu schlug, die Fenster zer, trümmerte, die Blumenstöcke von den Fenstern warf und auf der Straße den Staub hochauf wirbelte.

Fern, in den Lüften, über den Berg hin, da ging ein Rauschen. Die ersten Tropfen fielen – und eine Minute später goß es wie aus Gelten. Dann ging ber Regen in Hagel über. Ein unheimliches Getöse folgte, so gewaltig, daß es die menschliche Stimme zerschlug und die

Donnerschläge fast unhörbar machte.

Victor Jost stand unter dem Scheunentor und schaute mit flopfendem Herzen dem tollen Treiben zu. Für einen Augenblick zog er sich ins Hausinnere zurück, um sich seinen Stallrock anzuziehen. Es war kalt geworden, und nach der fast unerträglichen Hitze des Tages spürte man die Rälte doppelt, die in diesen Hagelwolfen bing.

Da pochte es mit einem Male stürmisch ans Haustor. Die Tür wurde aufgeriffen, und sein Nachbar, ber Boben Beiri, stand vor ihm, mit aschfahlem Gesicht und

mit bebenden Lippen:

"Die Rüfi, Bictor, die Rüfi!" rief er den Jost an. Mit zitternden Händen zeigte er zur Höhe hin, wo sich lanasam, aber unheimlich stetig eine schwarzzuaue Masse hinunterwälzte, einem Ungeheuer gleich, das seinen Rachen aufsperrt, um weiter unten das gebannte Opfer zu zerreißen. Jost war weiß geworden wie ein Linnen. Mit einem Satze stand er im Werkzimmer drüben, riß eine Uxt von der Wand herunter und stürmte in die tosenden Elemente binaus.

"Du rennst ja ins Unglud! Die Rufi reißt bich mit!"

"Bu rennst ja ins Ungluck! Die Kust reist old mit!
"Mein Bieh! Mein Bieh!" schrie der Bauer durch den wütenden Sturm und stürzte der Scheune zu.
In der Nähe des Stalles angelangt, sah er, daß das Scheunentor sperrangelweit offen war. Er sah dabei nicht, daß das schwarze Ungeheuer bereits dicht über ihm und der Neubaute stand. Er sah überhaupt nichts mehr, als einen Augenblick lang die leeren Ketten, die überall von den Barmlatten auf die Bruggdielen her unterhingen – und dann aah es einen Stoß – einen unterhingen – und dann gab es einen Stoß – einen furchtbaren Ruck durch das neue Gebälk – ein feuriger Funke vor seinen Augen – ein stechender Schmerz . . . und dann schwanden ihm die Sinne . . .

Als er wieder zu sich selbst kam, sah er, daß er sich

im Krankensaale eines Spikals befand. Neben ihm saß Hobi, der alte Knecht, und am Fußende saß eine Krankenschwester. Jost wollte sich erheben. Ein stechender Schmerz aber hieß ihn stille sein, und die Schwester deutete mit dem Zeigefinger.

Erst jest sah er, daß sein rechtes Bein und sein linker! Arm in Schienen lagen.

2. get

n r

it

te

.0 dh

1, n

10 rs

[5

n.

18

e, r.

13

h,

in

n, 13

rf

in te

m

ie

te

en

ch

10

m

yr.

er

no

n. vo

ue

as

ite

in

"Gebrochen", stammelte er, und die Schwester nickte. Dann griff er mit der noch brauchbaren rechten Hand an den schmerzenden Kopf. Der schwere Berband, den er fühlte, belehrte ihn, daß er auch da verletzt, schwerverlett sein mußte.

Eine Zeit lang schloß er seine Augen und schien sich auf etwas zu besinnen. Dann blickte er zu seinem alten

Knecht hinüber und bot ihm die Hand.

"Du warst es, der mein Vieh gerettet hat. Es ist mir jetzt alles flar. Kannst du mir verzeihen, Hobi? Ich hätte dir eben mehr hören sol...l... en..." Wiederum umfing ihn eine tiese Ohnmacht.

Einundzwanzig Bochen lang mußte der Mööslibauer im Kranfenhaus verbleiben. Es fam den Arzten und den Kranfenhaus verbleiben. Es fam den Arzten und den Kranfenschwestern vor, wie ein Bunder, daß er überhaupt wieder davonfam. Mit einem Schädelbruch, Arms und Beindrüchen, nebst unzähligen Schürfungen, fleineren und größeren Bunden hatte man den Bauer en innem Unglößstage in den Snital gebracht. Dutender an jenem Unglückstage in den Spital gebracht. Dutende von Stunden hatte er in wilden Fieberphantasien geslegen, hatte von Wasserleitungen, Stallbauten und Schwalbennestern wirr durcheinander geredet. Erst nach der dritten Woche waren dann die Fieber allmählich gewichen.

Bährend den darauf folgenden Wochen und Monaten hatte der Kranke Zeit genug gehabt, seinem bisherigen Leben etwas genauer nachzusinnen. Er hatte im Kreise

seiner Mitpatienten zu lernen angefangen, seinen Ich-Geist je länger je mehr einzusehen und zu verabscheuen. Es war am Niklausentag. Jost stand am Fenster und schaute in die verschneite Binterlandschaft hinaus. Er war heute besonders gut aufgelegt. Die Schwester hatte ihm am Abend zuvor die frohe Botschaft gebracht, daß er, wenn nichts mehr dazwischen käme, Weihnachten zu House feiern bürkte Sause feiern dürfte.

Da trat Hobi zu ihm ins Kranfenzimmer. "Kannst scheints bald heimkehren. Schwester Klara



hat mir's eben gesagt", meinte gutmütig der alte Knecht. Bittor seize sich aufs Bett, und der Knecht ließ sich neben ihm auf einen Seffel nieber.

Eine Weile war's still um sie. "Hast's dem Bethli gesagt?" brach endlich der Viktor das Schweigen.

"Ich hab's ihm gesagt", gab der Knecht zurück. "Und jetzt?" fragte der Bauer weiter. "Und jetzt, Viktor", begann der Knecht nach einer Weile wieder.

"Ja, hat sie gesagt. Aber eine Bedingung hat sie an dieses Ja geknüpft.

"Und die mare?"

"Du müssest deinen alten Hartfopf etwas ablegen. Sonst glaube ich selber auch: Sonst könnte es noch einmal leten."

Reine Angst, Alter. Ich hab' das jetzt gelernt. Die Schule, die mich das gelehrt hat, war zwar hart . . . aber doch gut . . . und ich möchte sie sogar nicht mehr zurücknehmen" fügte Fost nach einer Weile hinzu.

Um Tage nach Weihnachten hielten die beiden, das Löchli-Bethli und der Mööslibauer, ihre Hochzeit. Es war eine kleine und stille Feier, an der nur die Nächst, verwandten und der Knecht Hobi teilnahmen.
In den paar darauffolgenden Bochen wurde die alte

Scheune, die früher ans Haus angebaut gewesen war, wieder neu aufgebaut.

Schon gegen Ende März war sie fix und fertig erstellt. Und siehe da – als dann der April ins Land gezogen fam und es gegen Ende des Monats ging und überall wieder frisches Grün erblühte, die Ofterblumen ihre gelben Kelche an den Bachrändern entfalteten, die Schneeglöcklein an den aperen Pläten hervorlugten, der Seidelbast wuchs und die Hafelnukstauden ihre Kätzichen öffneten – da begann eines Morgens ein Zwitz schern unter dem Giebeldach der Neubaute.

Die alten Schwalben waren wiederum da, zimmerten und zementeten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und in der Zeit von ein paar Tagen klebten schon mehr als ein halbes Dutzend neue Schwalben, nester in den Winkelecken der Dachtragbalken.

"Werden so bald wieder einunddreißig sein, wenn's so weitergeht", meinte eines Abends der Knecht Hobi, als er vom Melken kam und zu dem jungen Chepaar

in die Rüche trat.

"Ja, ja, wenn's so weitergeht, dann kann's nicht mehr letzen."

Die Schlacht von Räfels in ihrer schriftlichen Aberlieferung.

Von Landesarchivar Dr. J. Winteler, Glarus.

21 m 9. April 1388 haben die Glarner zu Näfels ihre Freiheitsschlacht geschlagen. Ihr Land war vermutlich im 9. Jahrhundert von einem deutschen König an das Frauenkloster zu Säckingen am Ahein geschenkt worden. Damit befaß das Kloster grundherrliche Rechte und hatte zugleich über einen Großteil der Bewohner zu verfügen. Die weltliche Oberhoheit stund nach wie vor dem König zu; dieser ließ seine Rechte durch einen Berwalter, den Kastvogt, wahrnehmen, während das Kloster wiederum von sich aus die Verwaltung einem Meier übertrug. Diese beiben wichtigen Amter waren 1264 und 1288 in die Hände der Grafen von Habsburg übergegangen, die hier wie anderorts den Versuch unter, nahmen, aus der Beamtung eigene Herrschaftsrechte abs zuleiten. Druck erzeugt jedoch bekanntlich Gegendruck, und es verwundert daher keineswegs, wenn Glarus sich an die seit 1291 bestehende und die 1351 um Luzern und Zürich erweiterte Eidgenossenschaft anlehnte. Im Spätherbst 1351 wurde das Land von den Eitgenoffen erobert und im Februar des folgenden Jahres der nachträglich versuchte Widerstand des österreichischen Vogtes, der auf der Burg zu Näfels saß, wo sich seit 1679 das Kapuzinerkloster erhebt, blutig niedergeschlagen. Immerhin hatte der am 4. Juli 1352 beschlossene Bund von Glarus mit den Eidgenoffen im Zusammenhang mit der friegerischen Entwicklung und den darauffolgenden Friedensschlüssen nur für kurze Zeit Gelkung; Glarus mußte in der Folge wieder unter die österreichische Herrschaft zurücktehren. Allein die Entscheidung war nur auf geschoben; im Zusammenhang mit dem 1386 begonnenen Sempacherfrieg half Glarus mit bei der Eroberung der Städtchens Weesen durch die Sidgenossen, von woher die Glarner sich immer wieder bedroht sühlen mußten. In der Nacht vom 22./23. Februar jedoch ging dieser durch Verrat verloren; 34 Mann der eidgenössischen Besatzung, davon der meiste Teil Glarner, famen dabei ums Leben. Der Habsburger Herzog Albrecht III. ließ in den folgenden Wochen ein großes Heer zusammen ziehen, das in der Stärke von rund 6000 Mann gegen die Glarner den vernichtenden Schlag führen follte. Eine fleine Schar, 5–600 Glarner, zu denen sich 50 Schwyzer gesellten, warf sich der übermacht an der Letzimauer und an der Rautihalde bei Näfels entgegen in sicherer Gewißheit und todesmutiger überzeugung, daß ein

Leben ohne Freiheit unerträglich wäre. Sie bezahlten ben Sieg mit 55 wackern Streitern; auf gegnerischer Seite sollen nach zuverlässigen Berichten gegen 1700 Mann gefallen sein. Im Frieden vom 1. April 1389 and erfannte Österreich die neue Lage; mit Säckingen aber wurde der Loskauf von der Mosterherrschaft 1395 vertraglich geregelt und die gänzliche Besteiung des Landes schließlich 1415 durch König Sigismund bestätigt.

Es erscheint uns als verständlich, daß der glanzvolle Sieg mit seinen bedeutenden Erfolgen den Glarnern in gewissem Sinn als Bunder erscheinen mußte, und man versteht ohne weiteres, daß ihre Dankbarkeit zu Gott aus vollem Herzen kam. Wenn uns deshalb der Veschluß der Glarner Landsgemeinde vom 2. April 1389 überliefert wird, den Jahrestag der Schlacht durch eine jährliche Wallfahrt auf die Walftatt zu feiern, wozu aus jedem Haus der ehrbarste Mensch verpflichtet sein sollte, die Wege und Stege zu wandeln, die die Streiter in den Tagen der Not gegangen und Gott immerfort zu danken, daß er ihre Seelen mit Mut und Kraft erfüllt und alles zum Besten gelenkt, so freuen wir uns über diese fromme und dankbare Besinnung, die in einer solchen Willenskundgebung zum Ausdruck kommt. Die Namen der Verstorbenen sind schon damals in den Jahrzeitbüchern oder Anniversarien aufgezeichnet wor, den. Mögen sich bei einzelnen Verstorbenen nur dessen nächste Verwandte zur Feier der Jahrzeit einfinden, so handelte es sich bei der Jahrzeit zu Näfels um eine Feier, die das ganze Volk verpflichtete. Diesem frommen Brauch haben wir es zu verdanken, daß die Token zu Weesen und Näfels uns heute noch mit ihren Namen befannt geblieben sind.

Mit den Jahren jedoch lichteten sich an der Ballfahrt die Reihen jener, die einst selber mitgekämpft oder doch Zeitgenossen gewesen sind. Bestund nicht die Gefahr, daß der schwere Kampf, der glorreiche Sieg der Vergessenheit anheimfiel, daß die nähern Umstände, die zu dieser großen Auseinandersetzung geführt hatten nicht mehr jedermann gegenwärtig waren? In 30, 40 Jahren war eine neue Generation herangewachsen, so daß bei den damaligen führenden Männern der Gedankte erwachte, die Geschehnisse von 1388 schriftlich auf zuzeichnen und diesen Sericht an jedem Jahrestag öffentlich verlesen zu lassen. Aus dieser überlegung her-

fi